

Mario König
(geb. 12. November 1947 in Zürich – gest. 6. April 2019 in Basel)
zum Gedächtnis am 21.6.2019



Basel 1998

Der Bruder

Vier Jahre älter war er, in Zürich in die Nachkriegszeit hinein geboren. Viele Jahre lang habe ich mir gewünscht, er wäre mir manchmal ein wenig mehr ein älterer Bruder gewesen, bei dem ich mir Rat hätte einholen können. Aber so war unsere Geschwisterdynamik nicht, die Rollenaufteilung war eine andere. Er war der Zurückgezogenere, ich der Aktivere. Erst Jahrzehnte später sollte ich verstehen, dass er in anderer, viel schwierigerer Art als Bruder vorangegangen war.

Er wurde in eine Beziehung hineingeboren, die sich erst noch finden musste, die Eltern kannten sich noch kein Jahr: unser Vater aus seiner eigenen familiären Geschichte heraus stark unter Druck, seine beruflichen Ambitionen durch Krieg und Emigration beeinträchtigt; unsere Mutter um viele Jahre jünger als ihr Mann, vom Krieg traumatisiert und um ihre Jugend gebracht. Und beide zusammen, aus Unbeholfenheit, aus Unwissenheit, noch in Erziehungsvorstellungen verhaftet, die sie bei Mario noch ausprobierten, bei mir dann Gott sei Dank nicht mehr. Wenn ich etwas nicht essen wollte, kam der Spruch, „das ist für Euch ohnehin zu gut“. Als ich ihm das erzählte, erwiderte er, bei ihm sei das noch recht anders gewesen. Er selber habe lange vor dem vollen Teller sitzen bleiben müssen, bevor die Eltern dann wahrscheinlich kapitulierten

vor seiner Hartnäckigkeit, die an Sturheit grenzen konnte. Die Liberalität, für die mein Elternhaus später bekannt war bei all unseren Freunden, hat er in gewisser Weise quasi für uns erst erkämpft, mir erschien sie wie gegeben. Von Seiten der Eltern mag ihre anfängliche Strenge beim Essen auch Ausdruck ihrer Sorge gewesen sein, typisch für die Nachkriegszeit. Unsere Mutter hatte während der Schwangerschaft Scharlach gehabt. Und laut der Familienerzählung habe der Arzt bei Marios Geburt dann gesagt: „an den kriegten sie nie was dran“.

1953 ging die Familie, nach langem Zögern des Vaters, der gerne in der Schweiz geblieben wäre, nach Köln. Mario war da sechs, ich zwei Jahre. Der Einbürgerungsantrag der Familie, der von Seiten der Schweizer Behörden auf Schwierigkeiten gestoßen war, wurde zurückgenommen.

Der Deutsch-Schweizer Schweizer-Deutscher

Schlägt man heute in Wikipedia nach, dann heißt es bei Mario: Schweizer Historiker. 1966 Abitur in Köln, dann Militärdienst. Was meine Mutter vergeblich versucht hatte, dort nahm er einige Kilo zu und sah aus wie John Lennon im 1967er Film „Wie ich den Krieg gewann“. Dann einige Semester in Bonn, u.a. Archäologie. 1969 ging er dann in die Schweiz – zurück. Gut ging es ihm damals nicht, aber wem geht es in dieser Altersphase schon wirklich gut. Er ging auch, um den Spannungen mit dem Vater zu entkommen, und er ging – ausgerechnet – an den Ort, an den schon der Vater einst geflohen war, wenn auch aus anderen Gründen. Die Bundesrepublik war also nur ein kurzes Intermezzo, 1953-1969. Bis heute aber gelingt es mir nicht, ihn eindeutig oder – besser gesagt – ausschließlich als Schweizer zu identifizieren.

Als er sich später einbürgern ließ, tauchte der alte Antrag wieder auf. Von dieser Einbürgerung erfuhr ich nur durch den Zufall, dass ich in seinem damaligen Schlafzimmer in Zürich in der Ecke Stapel von Büchern entdeckte, alles linke Literatur zur Geschichte der Arbeiterbewegung, die er vor dem Besuch des Schweizermachers dorthin abgeschoben und unsichtbar gemacht hatte. Die Bereitschaft der Schweiz, Fremde aufzunehmen, war weiterhin hoch ambivalent. Mindestens bis in die 2000er Jahre wurde er nicht immer und nicht von allen tatsächlich als Schweizer wahrgenommen und anerkannt.

Der Historiker

History is Sociology without the brains, sociology is history without the hard work, Geschichte ist Soziologie ohne Hirn, Soziologie ist Geschichte ohne die harte Arbeit, dieses Bonmot zitierte Mario gerne. Heute geht es mir zunehmend so, dass ich die Lebensnähe der Historiker bevorzuge gegenüber den manchmal zwar klugen, aber dabei häufig lebensfernen Entwürfen der Soziologen. Vor allem aber: wer jemals mit Mario gereist ist und das Glück hatte mit ihm alte Gemäuer, Kirchen oder Paläste, Städte oder Landschaften zu besichtigen, der wird sich an die Lebendigkeit seines Vortrages erinnern, nie belehrend, voller Detailwissen, mit Sinn für das Obskure, und einer großen Lust am Erzählen. Wo Mario mich in lebenspraktischen Dingen schon einmal zum

Wahnsinn treiben konnte, hier war er ganz bei sich, in einer selbstverständlichen Professionalität, und zugleich in voller Resonanz – mit dem Leben, seiner Umwelt und seiner Mitwelt. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, die einen konfrontiert mit der Gefahr der Rückwärtsgewandtheit, psychologisch mit der depressiven Position, sie wurde hier in eine große Lebendigkeit gewendet, die – quasi als ein Balanceakt eigener Art – seine Erzählungen zumeist bis in der Gegenwart reichen ließen. Die Vergangenheit war bei ihm nie abgeschlossen.

Und: Hatte es beim Vater und seinem Einbürgerungsantrag noch geheißen, er sei „mit den Schweizer Verhältnissen nicht vertraut“, so hat der Sohn zu diesen Verhältnissen doch einiges Relevantes gesagt, Ausdruck einer speziellen Verbindung zur Familiengeschichte.

Der Schreiber

Ein weiteres Glück, das mir in der Beziehung zu Mario zuwuchs, war das Glück der Kooperation mit ihm im Schreiben. In unserem Fall war es ein besonderes Schreiben: über den Vater und seine Welt. Und es ging über bald 25 Jahre hin. Für uns beide war es immer auch eine Art des therapeutischen Schreibens, wurde doch die Beziehung zum übergroßen Vater immer wieder auf den Prüfstand gestellt. Wir taten dies mit unseren jeweiligen Professionalitäten, die hierbei eine wunderbare Symbiose eingehen konnten. Das letzte gemeinsame Projekt, die Publikation von Briefen, hat uns über viele Jahre eine intensive Diskussion ermöglicht, in der wir gemeinsam viele familiäre Themen angeschaut haben, der Vater dabei auf Menschengröße schrumpfte, und Aussöhnung möglich wurde.

Wenn der Start beim Schreiben einmal gemacht war, und das konnte durchaus dauern, dann schrieb Mario wunderbare Texte. Er war frei von jeder Hybris, wenn man seine Texte auch kritisch kommentierte, und an seinen Rückmeldungen zu meinen Texten habe ich unendlich gelernt. Dies ging bis zu einem letzten Projekt, an dem er nur noch durch seine Kommentare beteiligt war, da es ihm schon zu schlecht ging, und dessen Fertigstellung er nun nicht mehr erleben kann.

Der Mann

Nach Marios Tod war ich nochmals auf seiner Facebook Seite und dies bescherte mir eine Überraschung: ich entdeckte, insbesondere in einigen Fotos, einen Mann nochmals neu und anders, den ich so bislang nicht so deutlich wahrgenommen hatte. Zeit seines Lebens war Mario in Auseinandersetzung und im Kampf mit seiner Männlichkeit. In den letzten Jahren und dann nochmals intensiver in seinen letzten Monaten haben wir viel darüber gesprochen, er über seines, ich über meines. Unter und hinter unserer Unterschiedlichkeit tauchten viele Gemeinsamkeiten in dieser Auseinandersetzung auf. Dass dieses Thema bis zuletzt unabgeschlossen blieb, hat ihn befähigt und ermutigt, Erfahrungen aufzusuchen, für die ich ihn bewundert habe. Seine Suche bescherte ihm eine besondere Art der Freiheit. Er war bis zuletzt sehr lebendig in dieser Unabgeschlossenheit.

In den Beileidschreiben, die ich nach seinem Tod bekam, tauchte ein Bild auf, das mich sehr angesprochen hat: Mario sei ein „feiner Mann“ gewesen. Ja, das war er, ein feiner Mann, umso mehr, als er in den letzten Jahren den großen Zorn, der ihn lange begleitet hat, hinter sich ließ.

In seiner feingliedrigen Körperlichkeit, in seinem Sinn für die kleinen und feinen Dinge, gutes Essen, Bücher und Filme, Kunst und Musik.

Musik hat in unserem Kontakt über viele Jahre immer eine wichtige Rolle gespielt, vor allem die große Tradition amerikanischer Folk, Blues, Jazz und Country Musik. In ihr wird die Suche des Lebens in immer neuen Bildern besungen, manche davon dunkel und melancholisch, andere leicht und beschwingt.

Der Titel „Walking after midnight“ von Madeleine Peroux wird uns gleich hinausbegleiten. In diesem alten Country Titel von 1961 gibt es einen ironischen Schlenker, der mir erst jetzt auffiel. Walking after midnight searching for you, so heißt es am Anfang. Ein ganz normales Liebeslied also? Walking after midnight searching for me, so endet es.

Eine solche Suche bleibt auf ewig unabgeschlossen, das ist ihr Glück. Wir hier suchen noch eine Weile weiter, dann werden auch wir unabgeschlossen gehen.



2014